

(Nachdruck verboten.)

48]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Solzamer.

Sie gingen nun den Hohlweg hinauf, der zum Walde führte.

„Fräulein Gießfeld hat sich sehr über Ihren Strauß gefreut, Weif.“

„So, hat sie das? Gm. Wie geht's ihr denn?“

„Gut, sehr gut. Die Heilung geht gut von statten. Sie wird bald aufstehen können.“

„Und Sie trösten sie gut?“

„Ich bringe ihr Ihre Blumen.“

„Sagen Sie ehrlich, Doktor, war die Operation unbedingt notwendig? War's nicht anders zu heilen als dadurch, daß Sie dem armen Mädchen den Körper verschunden haben?“

„Ja, Gott, wissen Sie — das Experiment möchte nun wieder einer von uns nicht machen. Es war am sichersten so.“

Weif pflückte Blumen, und Philipp ging ihm schweigend nach. Bald bückte er sich auch, wenn er ein schönes Exemplar sah. Mählich gab es einen Strauß in seiner Hand.

„Könnten Sie eine solche Frau noch lieben, Doktor?“ fragte Weif.

„Lieben? Ich bin Arzt. Sie ist zudem tuberkulös.“

Weif lachte auf.

„Mann, was sind unbegangene Wege in Ihnen! Was für begrenzte Möglichkeiten haben Sie! Ich sag's ja, für Sie alle ist das Leben ein eingerichtetes Haus. Sie sehen sich nur behaglich hinein und lassen sich's wohl sein. Nicht mal ein Schachbrett ist's Ihnen. Darauf gibt's doch Ueberraschungen. Und die Menschen sind Ihnen algebraische Gleichungen. Mit ein oder zwei oder mehreren Unbekannten. Aber Sie lösen sie alle auf. Ha, ha, hal Gut, wenn's immer klappt. Aber wissen Sie was, Doktor, wenn's einmal nicht klappt, dann werden Sie erst selbst etwas davon haben. Im Gleise laufen, dazu gehört kein besonderer Kutscher dazu. Aber wenn's außer dem Gleise geht, dann kommt die Führerprüfung. Aber nicht wahr, ich bin für sie ein kaputtetes Gestell und ein Nervenbündel? Zu deutsch: Narr. Ich verachte die Nichtnarren, Doktor, ich belächle sie. Weil die Gesundheit häufig nichts ist als Dummheit. Und weil diese Menschen die Welt zu besitzen meinen — sehen Sie nur einmal diese ganze arrogante Beamtenbande an, die sich im Lande breit macht — und weil diese Menschen noch nicht einmal zu sich selbst gekommen sind. Kein Deutscher zu sich selbst. Kein Selbst haben. Schemamenschen. Fehlerlos, tabellos. Gute Steuerzahler. Pfui! Pfui, mir ekelt vor diesen Strippengängern.“

„Nun, nun, Weif, da sehen Sie den Menschen sehr oben drauf und sehr subjektiv an.“

„Wenn ich noch Menschen ansähe, ja wenn.“

„Lassen wir das Thema, Weif.“

„Meinetwegen. Fühlen Sie sich getroffen? Manchmal denkt ich, es wäre schade um Sie, Doktor. Am Ende ist doch ein Grundtrieb in Ihnen, der Sie noch einmal heraushebt aus der gleichgemachten Pflichterfüllungsherde.“

„Ich bin nicht zu revolutionieren.“

„Ja — der Mensch revolutioniert sich selbst, wenn er dazu reif ist. — Aber Sie haben ja einen Strauß gemacht. Für Fräulein Gießfeld? Bravo, Doktor. Heilen Sie an ihr als Mensch, nachdem Sie ihr als Arzt den Körper verschunden haben.“

Philipp quälte es, daß er hinter Weif nicht ganz kommen konnte. Er verschwieg beharrlich seine Vergangenheit. Es war nur bekannt, daß er sich im Kriege die Krankheit geholt hatte. Am Genfersee, in der Schweiz, an der Nordsee, überall hatte er Heilung gesucht. Und da mußte er viel erlebt haben. Es waren wohl auch Frauen in sein Leben getreten. Aber er hatte dem, was gelockt hatte, nicht nachgehen können.

„Die große Tragik spielt sich ganz klein und still ab,“ pflegte er zu sagen, „die ganz tiefe, schmerzliche, die hängt an einem Haar — da gibt es kein Pathos und keine Tiraden und keinen Bühnenschritt drin. Die verrinnt wie Blut auf

Seide. Die versickert wie Wein im Moos. Dann und wann flirrt noch ein Scherbenklang nach. Aber das ist nicht das Wesentlichste.“

Weifs Schmerz war, daß er zur Untätigkeit verurteilt war.

Vor fünf Jahren hatte er sich in das Sanatorium eingekauft. Zu heilen war er nicht mehr, so wollte er wenigstens seine beständige Pflege haben, die sachgemäß war und seine Zustände milderte. Philipp war sein Arzt, und er schloß sich ihm an. Er hielt um so mehr auf ihn, als sein früherer Arzt eine unausstehlich knarrende Stimme gehabt hatte und alles im preussischen Reserveroffizier-Kommandoton sprach. Das war ihm unsympathisch, und er rächte sich dadurch, daß er ihm stets den „Simplicissimus“ zu lesen gab.

In allen Krankenzimmern standen Feldblumensträuße, die Weif gepfückt hatte. Die ersten Mädchen schnitt er von den Salweiden, die letzten Reiser mit Herbstlaub trug er heim. Und wo das schwerste Leiden war, trug er den schönsten Strauß hin. Für die Kinder in der Stadt sparte er sein Dessert auf. Zuckersüße hatte er immer in der Westentasche, und Schwerkranken brachte er Kuchen und Wein, den er sich ebenfalls bei Tisch aufhob, und Leidenden brachte er Trost. Jedes Kind in der Stadt kannte ihn, und wenn er kam, liefen sie auf ihn zu und streckten ihm die Händchen entgegen.

Mädchen verrieten ihm ihre Geheimnisse, die Männer sagten ihm ihre Sorgen und fragten ihn um Rat. Er war verehrt als aller Menschen Freund, und jede Niere stand ihm offen und jung und alt bot ihm gerne den Willkomm. Einer alten Frau spaltete er Holz einen ganzen Winter lang, einer armen Näherin trug er Arbeit herbei. Vieles, das durch ihn geschlichtet ward, mehr noch, das er verhütete. Er genoss überall das vollste Vertrauen, weil er ein guter Mensch war. Im Borne war ihm kein Wort hart genug, aber wenn es zu lachen galt, sprangen ihm die Reden in hellem Sprudel.

Und er war ein Kranker.

Philipp ging täglich mit ihm ins Feld hinaus, in die Wiesen, in den Wald, mochte das Wetter sein, wie es wollte, und wenn er auch nicht alles billigen konnte, was er sagte, anregend war es immer.

Weif kannte außerdem die Natur in ihren kleinsten Zügen, und hier ging Philipp das Herz auf, wenn sich in die Beobachtungen, auf die Weif aufmerksam machte, die Erinnerungen seiner Jugend mischten. Dann schritt die Mutter neben ihm her und die Eulenmüllerbuben und die Emilie, der alte Krafft und der arme Lukas und die alte Lisbeth, der kleine Herz fehlte nicht, und der Spengler Schlüssel tat auch seinen Spruch. Weif bereicherte Philipp das Leben und weckte viel Schlummerndes in ihm, vieles, daran er Freude hatte, vieles, daran er litt, mehr aber, das fragte und bohrte, so daß er sich mehr und mehr aus der festen Sicherheit gehoben fühlte, in die er sich eingelebt hatte. Es wurde weiter um ihn.

Die beiden Männer waren einander Bedürfnis geworden. Philipp hatte sich überwunden, in Weif den Kranken zu sehen, Weif in Philipp den Arzt. Zur selben Stunde gingen sie täglich zusammen aus, hinaus in Wald und Feld und sprachen vom Leben und den Menschen und sprachen von sich.

Fragen klangen in Philipp auf, Fragen, die er nicht in Worte zu fassen wagte. Da sah einer das Leben so anders, so ganz und gar anders. Da sah es einer vom einzelnen aus und in seiner Beziehung auf den einzelnen. In seinem Wert für den einzelnen. Und seine Fruchtbarkeit ward etwas ganz anderes als nur Beruf und Pflicht und die landläufige Nüchternheit. Und Mensch zu Mensch ward etwas anderes.

Leise glitt Philipps Sinn an ein Krankenbett. Auf einer anderen Saite spielte das Leben, aber spielte es nicht dieselbe Melodie? Die Melodie von der Erfüllung. Von einer anderen Erfüllung als nur Wohlstand und Häuslichkeit.

Es war etwas in ihm wach geworden, das wie eine Ruhelosigkeit und wie Sehnsucht, wie Unbefriedigtsein und Bitterkeit war. Es war eine Dual, die er nicht zu sagen wagte.

Weif bückte sich um Blume und Blume. Philipp bückte

sich mit. Zwei Männer pflüchten Stränke für eine kranke Frau.

Wenn Weif einen Namen nannte, froh eine Seele schamboll in sich zusammen. Und wenn das Wort Liebe fiel, zog ein Lächeln über Philipps Gesicht.

Es war etwas Heiliges in der Welt, davor die Säu geboten war. Der Sommer sang, und in seinem Prangen klang die Sorge des Arztes, einen Menschen dem Leben wiederzugeben.

Marienfäden fliegen in der Luft. Zwischen den Ästen der Bäume webt der Nachsommer sein Gold. Um die Berge webt die Zeit ihr graues Gewebe in der Morgenfrühe. Aber die Sonne ist noch stark und reißt es los von der Erde, damit es aufsteigt zu den Wolken und mit ihnen in die Fernen fliegt. Es ist eine Süßigkeit in der Welt, die voller Begehren und Genießen ist. Sie bangt noch nicht, aber sie weiß schon vom Bangen. Es ist eine Kunde vom Sterben in ihr.

Weif philosophierte über die Frauen. „Bei einer Frau gibt es ein untrügliches Kennzeichen, das ist ihr Profil. Von vorn hat's jede Frage leicht, zu gefallen. Das Profil entscheidet. Eine Frau mit einem schlechten Profil, die nimm nicht. Die taugt nicht. Die wird bald häßlich und verdirbt die Nase. Denn das Profil ist der Rassebeweis.“

Philipp lachte. „Weif, Sie dürften wenig Zuspruch finden, wenn Sie einen Lehrstuhl dafür einnehmen wollten.“

„Nah, das bewiese nichts. Gehen Sie in die Großstadt, sehen Sie sich die Arbeiterfrauen an. Lauter verdorbene Nase, während Sie den Männern die Intelligenz gleich anmerken. Woher kommt das? Sehr einfach, Doktor. Jung, vor der rechten Entwicklung, in ein Fräulein vergafft. Dann entwickelte sich der Mann weiter, die Frau ging zurück. Nicht nur wegen ihrer Lage und ihrer Wochenbetten. Nein, weil die Nase fehlt. Ich rede nicht von Schönheit im Sinne des Modejournals. Ich rede nur von Ausdruck, vom Wesenswert. Und da ist das Profil der Brüststein. Guden Sie sich die Profile an von diesen Mindertwertigkeiten. In unserem Bürgertum nicht anders. Und dann kommt eine gesunde Stubmagd dazwischen, richtig entwickelt und ausgebildet, mit rasseechten Zügen, und die Zukunft ist gesichert. Was sich früher beim Adel notwendig gemacht hat, das ist in allen unjeren Generationen notwendig geworden. Wir müssen wieder profiliert werden. Das glauben Sie nun oder glauben Sie's nicht. Ich rate Ihnen nur, beobachten Sie's einmal.“

Philipp lachte noch immer. Aber ohne daß er es wollte, verglich er zwei Frauen daraufhin. Er errötete bei dem Gedanken und suchte ihn sich auszuschlagen.

„Bürgertum,“ fuhr aber da Weif schon wieder hinein, „das ist das muffigste Wort der deutschen Sprache. Das ist gleichbedeutend mit Stupsnäsigkeit. Da kann aus der Rasseverdorbenheit der untersten Klassen doch eher noch etwas werden — ein abscheulicher Typus, aber doch immerhin charakteristisch. Aber das Bürgertum — das kann heute nur noch den Beamten hervorbringen, Geheimräte und Geheimratsköcher — pfui Teufel! Und Krämer, Krämer mit Besitzrundlichkeiten. Gehen Sie mir. Wissen Sie, Doktor, daß Goethe der der Letzte des Bürgertums war, der eine große Nase hatte? Und Schiller der Letzte des Kleinbeamtentums, der eine große Nase hatte? Gelt, nun machen Sie große Augen? Seitdem hat dieser Stand nur Köpfe gezüchtet. Nun kreuzigen Sie mich!“

Aber Philipp dachte nicht ans Kreuzigen. Er widersprach nicht. Er lachte nur. Weif liebte es öfter, paradox zu sein. Es war gerade in Zeiten, in denen er mehr litt.

Sie setzten sich an einen Rain am Waldrand, von wo man einen weiten Blick über die Ebene hatte. Drei dünne Birken standen da und flüsterten miteinander und wußten alles, was da unten vorging, und was da weit draußen sich begab, und was von weit da draußen herein kam ins Land.

„Ernstlich,“ sagte Weif, „als ich nach meinem Aufenthalt in Lausanne gemeint habe, ich sei wieder ein ganzer Kerl für ganze Leben, verbrachte ich einen Winter in Baden-Baden. Sie wissen nicht, was das ist, so ein Winter. So ein Winter an Leben und Möglichkeiten. Und dann — der Frühling an Schönheiten der Natur. Aber passen Sie auf. Damals verliebte ich mich in eine Russin. Eine Heroine von Weib. Kohlschwarz. Eine Brunhilde von Gestalt mit schwarzen Herzaugen. Groß und rund. und einem unheimlichen Mund. Groß und rot. Eine Bestialität, die einen grauen machte. Zähne wie ein Raubtier. Und Kleider —

und Schmuck! Ich habe gemeint, ich müsse sie töten, so war ich in sie verliebt. Und sie spielte mit uns, wie die Katze mit der Maus. Und ich glaub, wir haben alle gemeint, wir müßten sie töten und in ihrem Blut bis an die Ellbogen wühlen. Gott, Doktor, nehmen Sie mir's nicht übel, aber da sind Sie ein Philister für so etwas.“

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Frauen.

Von A. Werbitskaja.

Aus dem Russischen von Stefania Goldenring.

4) In der Stube wurde es dunkler. „Sagen Sie, Zaplina, fällt es Ihnen schwer, Moskau zu verlassen?“

„Weshalb?“ entgegnete jene erstaunt. „Du mein Gott! Sie reisen in eine entlegene Gegend. In eine so furchtbare Einöde . . . wo es . . . nicht die geringsten Einbrüche gibt.“

„Ich hatte auch hier keine.“ „Und die Oper? Zieht es Sie nicht wieder hin?“ „Ich brauche sie nicht! Ich brauche nichts!“ entfuhr es Zaplina in einem solchen Ton, daß Katja von ihrem Sitz aufsprang. Aber Zaplina froh sofort wieder in ihre Schale.

„Nachher ist es um so schlimmer,“ erklärte sie in der früheren schlaffen Art. „Man soll nie aus dem Gleise herausgehen . . . das ist . . . schlimm . . .“

„Und tut es Ihnen nicht leid, Ihre Umgebung zu verlassen?“

„Welche?“ „Die Kolleginnen in den Kursen, unsere Jugend? Sie hatten doch Bekannte, Freunde. . . Und schließlich Moskau selbst. . . Ich weiß nicht, wie ich es in der Provinz aushalten könnte.“

Zaplina schwieg lange Zeit, die Arme auf die Knie gestützt, das Kinn in der Hand ruhend. Ihre zusammengekniffenen Augen waren auf den Winkel gerichtet, in dem die zeitige Dämmerstunde sich unbemerkt verdichtete; sie starrte hartnäckig und streng hin, als wollte sie die Schatten der Vergangenheit heraufbeschwören. Blökölich begann sie dumpf, in abgerissenen Worten.

„Als ich in der Zeitung von dieser Stelle las, zögerte ich nicht einen Augenblick. Ich bin fertig! Sie wissen nicht, was es bedeutet, zehn Jahre lang nach Brot suchen . . . Tag und Nacht darum zu zittern . . . und zu hungern . . . Ich habe zehn Jahre gehungert. . . Was bin ich alles nicht gewesen? Repetitorin, Vorleserin, Korrektorin. Ich habe in meiner Kindheit im Gymnasium gehungert . . . Ich weiß mich keines Tages zu erinnern, an dem ich mich satt gegessen und mich ausgeschlafen hätte . . . Ich dachte immer: Später, wenn ich die Kurse beendet habe, werde ich eine Stelle bekommen. . . Indessen ist das Leben dahingegangen. Sie lächelt mit einem nicht wiederzugebenden Ausdruck der Bitterkeit und des Sarkasmus. Genug! Jetzt werde ich eine Stelle haben . . . jeden Tag mein Mittagessen . . . Meinen eigenen Winkel und meine Unabhängigkeit. Mit einem Wort: Ruhe.“

„Unabhängigkeit . . . Ruhe . . . Hören Sie doch auf, Zaplina! Vergreifen Sie denn, was Sie sagen? Wissen Sie nicht, wieviel Arbeit es dort gibt? . . . Sie und ein Arzt auf hundert Werst. . . Sie werden keine Zeit haben, auch nur aufzuatmen. Da herrscht jedes Jahr Typhus nach der Hungersnot. Vor Ihnen sind zwei gestorben . . . Wem das Leben lieb ist, wer eine Zukunft hat, geht nicht dorthin. Das wissen Sie alles selbst. . . Das ist eine Heldentat! Ja, eine Heldentat . . . Warum wollen Sie es nicht zugeben?“

„Was denn?“ „Daß Ihre Friebsfeder die Idee ist. . . Ich habe von Ihrer Vergangenheit gehört. . . Sie sind eine überzeugte Kämpferin!“

Zaplina lächelte. Katja wurde bei diesem Lächeln wehmütig ums Herz. „Wie jung Sie noch sind, Sosnizkaja. . . Es ist sogar seltsam und . . .“

„Lächerlich?“ „Nein . . . rührend.“ . . . Sie streckte unertwartet die Hand aus und drückte Katjas Finger. „Werden Sie lange so bleiben?“

Katjas Kehle preßte sich vor Erregung zusammen. „Idealisieren Sie mich nicht,“ sagte Zaplina ebenso leidenschaftslos und nahm wieder die alte Haltung an. „Wozu? Mir ist das unangenehm. Ich habe mich niemals mit fremden Federn geschmückt. . . Einstmals hatte auch ich Ideen. . . Wir alle sind originell und heißblütig und versprechen stets etwas. . . Aber nur bis zum dreißigsten Jahre. . . Später geht alles auf einen Leisten. Ebenso ist es mit mir. Ich bin müde, liebe Sosnizkaja. . . Es ist vielleicht gewissenlos von mir, dorthin zu reisen, wo Menschen, Kraft und Arbeit gebraucht werden. Was bin ich für eine Arbeiterin?! Ich bin ein an der Wurzel angegriffener Mensch. Nur das eine tröstet, . . . daß alle ringsumher auch nicht besser sind.“

„Was sagen Sie! Und die Zwanowa? Das ist ja Milch und Blut. Und die Petrowskaja?“

„Sie vergessen, daß diese Mädchen soeben aus der Provinz, von Hause gekommen sind. . . Sehen Sie sie an, was aus Ihnen nach drei bis vier Jahren eines solchen Lebens werden wird. . . Wir sind niemals satt. . . Vergreifen Sie? . . . Satt. . . Wir sind

nicht ausgeschlafen, sind qualvoll abgehärmt, übermüdet. . . . Man bedauert die Studenten, daß sie darben. Sie sind Glückspilze im Vergleich mit uns, den Gebarmen und Feldscherinnen. Das ist eine solche Armut, eine so unbedeckte Armut. . . . Wir bekommen eine Unterstützung von drei Rubeln und danken dem Schicksal. Und diese ewige Angst, die Stunde zu verlieren, die so an den Nerven zehrt. . . . Wundern Sie sich noch, daß ich mich über die Stelle freue? Was hat die Idee hiermit zu schaffen, liebste Sosnizaja!

Im Keller wurde es schnell dunkel. Der graugrüne, blasse Himmel blickte traurig durch das Fenster auf die stillschweigenden Mädchen.

„Ein freudloses, bitteres Leben!“ dachte Katja: „O, wie fürchtbar ist die Einsamkeit.“

„Du alte Hege,“ ließ sich plötzlich eine heisere Männerstimme hinter der Wand deutlich vernehmen. „Verdammtes Weib! Gönnt ihrem Mann nicht eine halbe Flasche.“

Als Antwort fiel ein Hagel von Wortwürfen herab. Katja zuckte zusammen. Aber Japlina schien, von ihren eigenen Gedanken ganz in Anspruch genommen, nichts zu hören.

„Die Menschen, die Umgebung — sagen Sie?“ begann sie von neuem. „Ist es da denn nicht gleich, wen man um sich hat? Hier oder dort? Ich habe zehn Jahre allein gelebt. So wird es auch weiter sein. . . . Es gibt doch Menschen, die keine Seele braucht. Auch ich selber bin — wie von Holz. . . . Ich lasse hier niemand mit Bedauern zurück.“

„Und ihn?“ entfuhr es Katja unwillkürlich. Sie erhob sich und zeigte auf das Bild des Kindes. Japlina erbehte am ganzen Körper, warf einen erschrockenen Seitenblick auf die Wand und neigte den Kopf noch tiefer.

„Er ist gestorben. . . .“
„Gestorben?“ rief Katja bestümmert. „Ist das Ihr Bruder?“
Japlina schwieg und sah Katja an. . . . „Seltsam! Eine Verlegenheit und ein peinliches Gefühl beschlich sie bei diesem Blick.“
„Das ist mein Sohn.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Cholera, ihre Verbreitung und Bekämpfung.

Von Privatdozent Dr. W. Rosenthal*.)

Die Erfahrungen über die Verbreitung der Cholera mit dem Flußwasser in Indien, in Hamburg und die Wanderung der Cholera besonders der Wasserstrahlen haben uns zu der Erkenntnis geführt, daß die Cholera-Vibrionen (Vibrionen = Bakterien) außerhalb des menschlichen Körpers besonders im Flußwasser die Bedingungen finden, unter denen sie, wenn sie sich auch leicht nicht vermehren, so doch jedenfalls am Leben bleiben und sich verbreiten können, und deshalb richten sich unsere Abwehrmaßnahmen besonders auf eine Ueberwachung der Wasserstrahlen und der Schiffer, die auf diesen leben.

Wenn die Cholera von Rußland her die deutsche Grenze bedroht, so werden an den Flußläufen und den Kanälen West- und Ostpreußens Untersuchungsstellen eingerichtet, auf denen Ärzte sorgfältig die Schiffe überwachen. Das Ziel ist, daß jeder Schiffer täglich von einem Arzt über sein Befinden befragt und, wenn nötig, genauer untersucht werden soll. Wenn diese Untersuchung auch nur den Verdacht einer Anstehung mit Cholera ergibt, so werden diese Personen in besonderen Baracken abgefordert und beobachtet. Das Recht dazu ist durch das Reichsseuchengesetz, genauer durch das Reichsgesetz zur Bekämpfung der gemeingefährlichen Krankheiten vom Jahre 1900, geschaffen worden. In diesen Absonderungsbaracken werden nun die Kranken genauer beobachtet und untersucht, insbesondere auch ihr Stuhlgang; ob in ihm die Cholera-Vibrionen vorhanden sind oder nicht. Durch diese schon 1892 und 1894 geübten Untersuchungen haben wir nämlich erkennen gelernt, daß nicht nur die Kranken, wie das zuerst 1883 gefunden war, die Krankheitskeime ausscheiden, sondern daß auch Personen, die nur leicht krank und noch arbeitsfähig sind, ja solche, die sich ganz gesund fühlen oder die schon von der Krankheit wieder genesen sind, die Krankheitskeime in ihrem Körper enthalten und wieder ausscheiden können, wenn auch nicht in so großer Zahl als es eben die Schwerkranken tun. Dadurch ist die Gelegenheit zur Verbreitung der Krankheit natürlich viel mannigfacher, als sie es durch die Kranken allein wäre, und wir können es uns hieraus erklären, daß die Krankheit scheinbar von Ort zu Ort springt und mehrtägige Schiffsreisen von Indien nach Afrika oder quer durch das Kaspiische Meer machen kann, ohne daß auf den Schiffen auffallende Krankheitsfälle beobachtet werden.

Es erkrankt aber nicht gleich jeder Mensch, der die Cholera-Bakterien in sich aufnimmt. Im Magen des Gesunden gehen sie

zugrunde, da sie den sauren Magensaft nicht vertragen können. Freilich ist dieser Schutz vor der Anstehung kein vollständiger, denn wenn sie zugleich mit Speisen eingeführt werden, so können sie, in diese eingehüllt, vor der richtigen Wirkung des sauren Magensaftes bewahrt bleiben. Auch ist diese Schutzwirkung des Magens nicht vorhanden, wenn der Magen erkrankt ist, ein sogenannter Magenkatarrh besteht. Dieser letztere wird besonders herbeigeführt durch den Mißbrauch alkoholischer Getränke, und so ist der angebliche Schutz durch reichlichen Wein- oder Schnapsgenuß, der zu Cholerazeiten gepriesen wird, gerade das Gegenteil. Freilich soll man in Cholerazeiten verdächtigtes Wasser vermeiden (d. h. nur abgekochtes Wasser trinken), und im Wein oder in noch stärker alkoholhaltigen Getränken sind die Keime nicht enthalten, aber der Magen wird durch den übermäßigen Genuß dieser Getränke ruiniert; insbesondere vermindern auch Leute, die sonst mäßig sind und nun ihre Gewohnheiten ändern, ihre Widerstandskraft, und wenn sie dann doch einmal mit einem Getränk oder einer Speise die Krankheitskeime in sich einführen, haben sie sich des besten Schutzmittels beraubt.

Aber auch der ganz gesunde und nüchterne Mensch kann der Anstehung anheimfallen. Wir wissen nämlich, daß der leere Magen keinen Magensaft enthält und daß Wasser, das in einen solchen leeren Magen kommt, sehr bald in den Darm entleert wird. So können, wenn man nüchtern Wasser trinkt, Cholera-Vibrionen ebenfalls ungeschädigt den gesunden Magen passieren.

Ein zweiter möglicher Fall ist, daß sich die Menschen zwar mit den Cholera-Bakterien auf eine der vorgenannten Weisen anstecken, daß aber die Gifte, die diese Krankheitserreger bei ihrer Vermehrung im menschlichen Darm erzeugen, den betreffenden Menschen nichts anhaben können und infolgedessen keine oder keine wesentliche Erkrankung eintritt. Gerade solche Menschen werden dann zu sogenannten Bazillenträgern, die für ihre Umgebung und für andere Ortschaften die allergefährlichsten Verbreiter der Krankheitskeime sind. Diese Giftlosigkeit stellt sich auch bei der Genesung von einer Choleraerkrankung ein. Weist werden dabei zu gleicher Zeit die Bakterien aus dem Körper entfernt, aber nicht immer, und so wird auch mancher der Genesenden für kürzere oder längere Zeit, zuweilen auf mehrere Wochen, zum Bazillenträger.

Es ist also die Aufgabe der Cholera-Bekämpfung, nicht nur die Erkrankten und Angestechten möglichst bald herauszufinden, sondern auch die Bazillenträger. Und so wird die bakteriologische Untersuchung der Abgänge auch ausgedehnt auf alle die Personen, die mit Kranken oder mit Wasser, das die Krankheitskeime enthalten kann, in Berührung gekommen sind. Sie wird fortgesetzt bei den Genesenden, bis man mit Sicherheit sagen kann, daß sie die Krankheitskeime nicht mehr ausscheiden. Die Handhaben dafür, solche Personen in ihrem freien Verkehr zu beschränken und sie, wenn sie nicht selbst die nötigen Vorsichtsmahregeln auf eigene Kosten treffen können, zwangsweise abzusondern, sind durch das genannte Reichsseuchengesetz gegeben. Die Kleidungsstücke und besonders die häufig benutzte Wäsche der betreffenden Kranken und Krankheitsverdächtigen wird durch Erhitzung mit Wasserdampf oder durch Waschen mit sogenannten chemischen Desinfektionsmitteln, deren Wirkung auf die Cholera-Bakterien in Versuchen festgestellt ist, desinfiziert. Im allgemeinen den Warenverkehr zu behindern, hat man nicht für nötig befunden, da wir wissen, daß die Cholera-Bakterien im trockenen Zustande sehr wenig lebensfähig sind. Dagegen können sie in Wasser und anderen Flüssigkeiten, z. B. auch in der Milch, sehr lange leben; deshalb darf nach dem Reichsseuchengesetz auch der Vertrieb von Lebensmitteln zu Cholerazeiten eingeschränkt werden. Daß die geschilderten Abwehrmaßnahmen Erfolg gehabt haben, das zeigt sich sehr deutlich, wenn wir die Verbreitung und die Ausdehnung der Cholera im Weichselstromgebiet in den Jahren 1873, 1894 und 1905 vergleichen.

In allen diesen Fällen kam die Seuche auf Rußisch-Polen nach Ost- und Westpreußen. Im Jahre 1873 zeigt eine Karte, daß die Ausbreitung der Krankheit in Rußisch-Polen und in den preussischen Provinzen fast gleichmäßig stark war. Ganz anders im Jahre 1894. In den russischen Provinzen trat die Krankheit fast mit der gleichen Heftigkeit auf wie im Jahre 1873, am heftigsten gerade im Weichselgebiet. In den deutschen Provinzen dagegen traten nur vereinzelte Cholerafälle, und zwar fast ausschließlich in Orten auf, die an den schiffbaren Flüssen und Kanälen liegen. Eine Ausbreitung über das ganze Land ist aber hintangehalten worden, und die Gesamtzahl der Todesziffern ist auch im Stromgebiet der Weichsel viel geringer als in Rußisch-Polen geblieben. Im Jahre 1905 ist freilich auch in Rußisch-Polen die Seuche nicht zu solcher Entwidlung gekommen wie in den früheren Epidemien, aus Gründen, die nicht ganz klar sind; zwar die russischen Ärzte stehen auf der Höhe der Wissenschaft und kennen die Verbreitungswege der Cholera so gut wie die deutschen. Wir wissen aber, daß bei der Zerrüttung der Verwaltung gerade im Jahre 1905 und bei der Rückständigkeit der Wasserversorgung und der Reinlichkeit in den russischen Städten eine derartige Bekämpfung wie in Deutschland in Rußisch-Polen gar nicht geübt werden konnte. Dagegen waren die Erfolge auch auf dem deutschen Gebiete noch wesentlich besser als im Jahre 1894. Vereinzelt Cholerafälle wurden längs aller Wasserstrahlen weit in das Land hinein verschleppt, ja wie in den früheren Jahren bis vor die

*) Obige Ausführungen entnehmen wir dem höchst aktuellen und belehrenden Bändchen „Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung“, das in der bekannten Sammlung Wissenschaft und Bildung vor kurzem erschienen ist. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig. Preis geb. 1,25 M.)

Lore Berlins, aber in keinem Orte dieses weiten Gebietes kam es diesmal zu einer Häufung von Cholerafällen, die man als Epidemie bezeichnen könnte.

Ein Zarenbesuch in Deutschland vor zwei Jahrhunderten (1717).*)

„Ich habe im vergangenen Jahre vergessen, der Ankunft des Zaren Peters des Großen in Berlin zu erwähnen. Dieser Fürst, der sehr gern reiste, kam aus Holland; im Klever Lande mußte er sich aufhalten, die Zarin hatte dort eine vorzeitige Niederkunft. Da er weder Gesellschaft noch Förmlichkeiten liebte, bat er den König, ihn in einem Gartenhaus, welches die Königin in den Vorstädten von Berlin besaß, wohnen zu lassen. Dieses war ein sehr niedliches Gebäude, das die Königin mit Vorliebe auf das prächtigste verziert hatte. Es enthielt eine sehr reiche Galerie von Porzellan, alle Zimmer waren mit den schönsten Spiegeln verziert, und da dieses Haus ein wirkliches *Leinod* war, trug es auch den Namen *Monbijou*. Der Garten war prächtig und erhielt von dem an ihm vorbeistreichenden Fluß große Annehmlichkeiten.

Um die Unordnungen zu vermeiden, welche die Herren Russen überall, wo sie sich aufhielten, angerichtet hatten, ließ die Königin das ganze Haus ausräumen und alles Zerbrechliche beiseite schaffen. Einige Tage darauf traf der Zar, seine Gemahlin und ihr ganzes Gefolge auch wirklich zu Wasser in *Monbijou* ein. Der König und die Königin empfingen sie am Ufer des Flusses; der König bot der Zarin die Hand, um sie ans Land zu führen; sobald der Zar gelandet war, reichte er dem König die Hand und sagte: Ich freue mich, Bruder Friedrich, Euch zu sehen; darauf näherte er sich der Königin, die er umarmen wollte, allein sie stieß ihn zurück. Die Zarin begann damit, der Königin die Hand zu küssen, welches sie oftmals wiederholte; sie stellte ihr darauf den Herzog und die Herzogin von Mecklenburg vor, die sie begleitet hatten, und vierhundert sogenannte Damen, die ihr Gefolge ausmachten. Die meisten waren deutsche Mägde und taten *Soldamens*, *Kammerfrauen*, *Röschinnen*- und *Bäckerinnen*dienste. Weinade alle diese Kreaturen hatten reichgekleidete Kinder auf den Armen, und wenn man sie fragte, ob sie ihnen gehörten, antworteten sie mit einem russischen Krausfuß: Ich habe dieses Kind durch die Gnade des Zaren bekommen. Die Königin wollte diese Geschöpfe nicht grüßen; dafür behandelte die Zarin sogar die Prinzessinnen vom Geblüt mit vielem Stolz und der König bewog sie nur mit vieler Mühe, daß sie sie grüßte. Ich sah diesen Hof am folgenden Tage, wo der Zar und seine Gemahlin die Königin besuchten. Diese empfing sie in den großen Zimmern des Schlosses und ging ihnen bis in den Saal der Wache entgegen, sie gab der Zarin die Hand und führte sie zu ihrer Rechten bis in ihr Audienzzimmer.

Der König und der Zar folgten ihnen: sobald der Zar mich sah, erkannte er mich, da er mich vor fünf Jahren gesehen hatte, er nahm mich auf den Arm und schund mir das ganze Gesicht mit seinen Küssen. Ich gab ihm links und rechts Ohrfeigen, sträubte mich aus Leibeskräften und sagte, daß er mich beschimpfe. Der Einfall machte ihn sehr lachen, und er sprach lange mit mir. Man hatte mich meine Lektion gelehrt; ich sprach von seiner Flotte, von seinen Siegen, worüber er so entzückt war, daß er mehrmals sagte, er gebe gern eine seiner Provinzen, um ein Kind, wie ich sei, zu haben. Auch die Zarin machte mir viele Liebkosungen, die Königin und sie setzten sich unter den Thronhimmel auf Armessel, ich stand neben der Königin, die Prinzessinnen vom Geblüt standen ihr gegenüber.

Die Zarin war klein und breit, braun, ohne allen Anstand noch Ansehen. Man brauchte sie nur zu sehen, um ihre niedrige Herkunft zu erraten. Ihrem Kaupt nach hätte man sie für eine deutsche Schauspielerin gehalten. Ihr Kleid war auf dem Trödel gekauft, altfränkisch, mit Silber und Glitter überladen, ihr Schmuck war vorn mit Edelsteinen nach einer wunderlichen Zeichnung geschmückt, sie stellten einen doppelten Adler dar, dessen Flügel mit sehr kleinen und schlecht gefassten Steinen besetzt waren. Sie trug ein Duzend Orden und ebensovielle Heiligenbilder und Reliquien, die am Besatz ihres Kleides angebracht waren und, wenn sie ging, ein Gellengel machten, als höre man einen geputzten Maulesel. Auch die Orden, die gegeneinanderklapperten, machten ebensolches Geräusch.

Der Zar hingegen war groß und wohlgetwachsen, schön von Gesicht, aber seine Physiognomie hatte etwas Hohes, das Furcht einflößte. Er trug ein ganz einfaches Matrosenkleid. Seine Gemahlin, die sehr schlechtes Deutsch sprach und die Königin nur wenig verstand, rief ihre Hofmännin zu sich, um sich mit ihr russisch

zu unterhalten. Das arme Geschöpf war eine Fürstin Galizin und hatte sich zu diesem Handwerk entschließen müssen, um ihr Leben zu retten, denn sie war in eine Verschwörung gegen den Zaren verwickelt gewesen und hatte zweimal die Krone erhalten. Was sie der Zarin sagte, weiß ich nicht, aber es ließ sie ein helles Gelächter ausschlagen.

Endlich setzte man sich zu Tisch, der Zar setzte sich neben die Königin. Bekanntermassen ist dieser Fürst in seiner Jugend vergiftet worden; seine Nerven haben eine krankhafte Reizbarkeit davon behalten, so daß er oft von einer Art von Konvulsionen befallen wird, die er nicht verhindern kann. Bei Tisch befiel ihn ein Anfall, er machte allerlei gewaltigame Bewegungen, und da er ein Messer hielt, socht er damit so heftig ganz nahe neben der Königin, daß sie sich fürchtete und ein paarmal von der Tafel aufstehen wollte. Der Zar beruhigte sie, versicherte, daß er ihr nicht wehetun würde, und bot sie, ohne Furcht zu sein; zugleich nahm er ihre Hand und drückte sie so gewaltigam zwischen den seinen, daß sie um Varnherzigkeit schrie, worüber er wacker lachte und meinte, sie habe zartere Knochen wie seine Katharine. Alles war zum Walle vorbereitet, aber er stieß sich gleich nach Tisch fort und lehrte allein zu Fuß nach *Monbijou* zurück. Am folgenden Tage zeigte man ihm alles Merkwürdige von Berlin, unter andern auch die Medaillen- und Antikensammlung. Unter dieser letzteren befand sich, wie man mir gesagt hat, eine heidnische Gottheit in einer sehr unanständigen Stellung; in den alten Römerzeiten bediente man sich dieser Sinnbilder, um die Hochzeitskammern zu verzieren. — Man hielt dieses Stück für sehr selten und für das schönste, welches vorhanden sei. Der Zar bewunderte es sehr und befahl der Zarin, es zu küssen, sie widerstrebte, worauf er ungehalten ward und in schlechtem Deutsch zu ihr sagte: *Kopab!* welches so viel hieß als: ich will dich küssen, wenn du mir nicht gehorcht. Darauf fürchtete sich die Zarin dergestalt, daß sie alles tat, was er wollte. Ohne das geringste Bedenken verlangte er diese und noch einige andere Statuen vom Könige, der sie ihm nicht abschlagen konnte, ebenso machte er es mit einem Schrank, der ganz mit Bernstein ausgelegt war. Dieser Schrank, der einzige in seiner Art, der König Friedrich dem Ersten ungeheure Summen gekostet hatte, hatte zum allgemeinen Leidwesen das Schidial, nach Petersburg geführt zu werden.

Dieser barbarische Hof reiste endlich nach zwei Tagen ab. Die Königin eilte sogleich nach *Monbijou*, wo es wie bei der Verwüstung von Jerusalem aussah. Nie sah ich etwas Ähnliches! Alles war dergestalt zugrunde gerichtet, daß die Königin genötigt war, fast das ganze Haus neu aufbauen zu lassen.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Die Frage der Vererbung von Krankheiten. Ob Krankheiten sich von den Eltern auf die Kinder vererben können oder nicht, darüber steht das Urteil der Biologen und Mediziner noch immer nicht fest. Der Laie freilich pflegt mit dem Schluß schnell bei der Hand zu sein. Wenn Vater oder Mutter beispielsweise an Lungenschwindsucht gestorben ist und eins der Kinder zeigt frühzeitig die Merkmale derselben Krankheit, so erscheint es fast selbstverständlich, daß eine „Vererbung“ vorliegen müsse. Ebenso wird von einer Vererbung des Krebses gesprochen. Dennoch muß die Frage vom wissenschaftlichen Standpunkte als durchaus ungeklärt bezeichnet werden. Eine ganze Reihe von Fachleuten hat sich gerade in neuester Zeit mit Entschiedenheit gegen die Möglichkeit der Vererbung ausgesprochen. Sogar wenn ein Kind mit einem oder mehreren Merkmalen einer Krankheit, die bei Vater oder Mutter oder bei beiden vorhanden sind, geboren wird, soll der Schluß auf eine Vererbung nicht zulässig sein, weil die Krankheit durch Ansteckung des Kindes vor oder während der Geburt geschehen sein kann. Angeborene Tuberkulose scheint überhaupt äußerst selten zu sein. Anders steht es mit der Syphilis. Aber auch hier liegt wohl nur eine Ansteckung vor, denn zum wenigsten hat der bedeutende Pathologe Dr. Adami erst kürzlich den Ausspruch getan, daß es ein solches Ding wie „ererbte Syphilis“ nicht gebe; man muß eben die Begriffe „angeboren“ und „erbt“ wohl unterscheiden. Es sind beispielsweise auch Fälle bekannt, daß ein Kind vor der Geburt eine Ansteckung mit Pocken erfahren hat, aber niemand wird in einem solchen Fall von einer Vererbung sprechen. Unter den Biologen herrscht die Ansicht vor, daß sich erworbene Eigenschaften, also auch Krankheiten, überhaupt nicht vererben. Man hat übrigens auch von einer Vererbung des Alkoholismus gesprochen, und dieses Beispiel eignet sich besonders gut zur Erklärung des wahrscheinlichen Vorgangs. Vererbt wird in diesem Falle wie in anderen vielleicht eine gewisse Anlage, die dann durch dieselben Verhältnisse, unter denen sie sich bei den Eltern entwickelt hat, gefördert werden kann. Wie es nun auch im ganzen um die Verantwortung der Frage stehen mag, so wird es für die Allgemeinheit doch gut sein, wenigstens an die Vererbung einer Veranlagung zu manchen Krankheiten zu glauben, weil dadurch eine Vorsicht geboten wird, die nur zum Vorteil ausschlagen kann.

*) Aus „Eine preussische Königstochter“, Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Bahrenth, Schwester Friedrichs des Großen. 486 Seiten, Pappband 1,80 M. Verlag Wilhelm Lange-wiesche-Wandt, Ehrenhausen bei München. Dieses interessante Buch erschien im März d. J., der Druck des vierzigsten Tausends wurde soeben beendet. In den Buchhandlungen zur Ansicht.